

Zu einem Bittbrief nach Ostberlin

Deutscher Evangelischer Kirchentag

Der im Frühsommer dieses Jahres in der deutschen Ostzone aufgeflamte Kirchenkampf hat zur Verhaftung vieler Pfarrer und kirchlicher Helfer durch das kommunistische Regime geführt. In einem Brief an den damaligen Minister für Staatssicherheit, Wilhelm Zaisser, suchte Prof. K. Barth (Basel) ein Wort für die Verhafteten einzulegen und die maßgebenden Instanzen des Staates zur Einstellung des Kirchenkampfes zu bewegen. Wir haben in Nr. 1019 vom 3. Mai die Argumente und den Tenor dieses Briefes einer Kritik unterzogen.

Prof. Dr. H. Gollwitzer (Bonn) hat diese Kritik als zu weitgehend empfunden. Im folgenden Artikel will er die unstrittene Haltung Prof. Barths zum Problem des Kommunismus erklären und rechtfertigen. Wir werden auf seine Ausführungen zurückkommen.

Redaktion der „NZZ“

„Totalitärer Antikommunismus“

Ist es schon für die Kirche, wie die innerkirchlichen Aussprachen der letzten Jahre zeigen, nicht leicht, die rechte christliche Haltung in den gegenwärtigen Weltspannungen zu finden, so scheint es von der politischen Ebene aus erst recht schwer zu sein, diejenigen kirchlichen Stimmen, die sich mit besonderem Ernst um diese der Kirche durch ihre Botschaft befohlene Haltung bemühen, zu verstehen. Der Widerspruch, den Karl Barths Brief an den ostdeutschen Sicherheitsminister Zaisser gefunden hat, zeigt das besonders deutlich. Von prominenten westdeutschen Politikern wurde er als ein Zeichen dafür beurteilt, daß Barth immer noch den Kommunismus zu harmlos sehe, am schärfsten aber wurde er von der „Neuen Zürcher Zeitung“ (3. Mai und 29. Mai) als ein unwürdiges, opportunistisches, ja von einem „nihilistischen Standort“ aus geschriebenes Dokument verurteilt. Da dieser Angriff auch in Westdeutschland Aufsehen erregt hat, ist eine entschiedene Zurückweisung und eine Anleitung zum besseren Verständnis des Barth'schen Briefes sicher nötig.

Es sei dabei nur im Vorübergehen das Befremden ausgedrückt, das der nichtschweizerische Leser empfinden wird über die Art, wie seit langem ein großer Teil der schweizerischen Presse einen schweizerischen Gelehrten, der als der unbestritten bedeutendste christliche Theologe der Gegenwart und als bewußter Sohn seiner schweizerischen Heimat dieser wahrhaftig nicht geringe Ehre in der Welt macht, nur in einer eigenartigen Mißachtung und Abneigung zu nennen vermag. Es kann sein, daß hier ein altmodisch-aufklärerisches Mißtrauen gegen den Theologen mitspielt. Vor etwa 15 Jahren hat Albert Einstein an Stalin einen Bittbrief wegen des damals in der Sowjetunion verhafteten österreichischen Physikers A. Weißberg-Czibulski geschrieben (jetzt abgedruckt in dessen Erinnerungen „Hexensabbath“, Frankfurt 1951). Auch Einstein hat damals mit Argumenten gesprochen, die für Stalins Ohr gedacht waren. Er hätte dabei auf seine früheren sympathisierenden Äußerungen über das sowjetische Unternehmen verweisen können, was er wohl nur unterlassen hat, weil er Stalins Kenntnis von ihnen voraussetzen konnte. Es ist unwahrscheinlich, daß diejenigen schweizerischen Zeitungen, die heute Barth angreifen, auch im Falle Einsteins einen solchen Mangel an Achtung und ernstnehmender Auseinandersetzung beweisen würden, wie sie es ihrem großen theologischen Mitbürger gegenüber tun.

Eindeutig dankbare und positive Äußerungen zu dem Barth'schen Briefe habe ich dagegen von denen vernommen, die in erster Linie kompetent sind, ihn zu beurteilen, nämlich von den Betroffenen selbst, den Männern und Frauen der evangelischen Kirche in Ostdeutschland. Weit entfernt davon, daß Männer wie der Ostberliner Propst Grüber im Gegensatz zu Barth stehen, wie die „NZZ“ behauptet, haben sie sich früher wie auch heute in Übereinstimmung mit Barths Haltung gewußt und gerade den grundsätzlichen Äußerungen Barths über die rechte kirchliche Haltung im Ost-West-Konflikt ausdrücklich zugestimmt. Man kann die babylonische Verwirrung unserer Zeit nirgends besser ermaßen als an dem nahezu gänzlichen Mangel von Kategorien im Westen für das Verständnis der Probleme und Entscheidungen der Christen im sowjetischen Machtbereich. Der totalitäre Antikommunismus, in dessen Geist auch jener Angriff der „NZZ“ geschrieben ist, läßt die Menschen, die unter der sowjetischen Macht leben müssen, gerade im Stich, weil er vom sicheren westlichen Kanapee aus mit billigen Deklamationen gegen die östlichen Machthaber meint das Seinige getan zu haben.

Barth hat jene Menschen nicht im Stiche gelassen. Von Anfang an hat er auch für ihre Lage zu bedenken versucht, was für sie das Rechte sei. Für ihn wie für Niemöller bedeutet der Ausbruch des ostzonalen Kirchenkampfes nicht, wie die „NZZ“ meint, eine peinliche „Frage“. Denn ihre bisherigen Äußerungen waren nicht der Ausdruck von Illusionen über den Osten, sondern von christlicher Illusionslosigkeit gegenüber dem Osten und dem Westen. Daß sie damit im Osten wie im Westen oft der „Ambivalenz“ des Urteils, d. h. der sträflichen Ignorierung der Unterschiede zwischen Osten und Westen, geziehen wurden, beruht auf ungenauer

oft benützt hat. Ebenso wenig war es verwerflicher Opportunismus, sondern im Blick auf das Ziel seines Briefes gebotene „Taktik“, wenn Barth zum Eingang sich Zaisser gegenüber (da er nicht ohne weiteres bei diesem die nähere Kenntnis seiner Person voraussetzen konnte) darauf berief, daß er „seit 1945 konsequent für eine verständnisvolle Einstellung dem Osten gegenüber“ eingetreten sei, und wenn er Zaisser das bisherige tolerante Verhalten der DDR-Regierung gegenüber der Kirche vorhielt als ein Moment, das bisher im Westen für diese Regierung sprach. Wem es mit Barth um die bedrängten Menschen der DDR ging, für die schon eine Rückkehr der DDR-Regierung zu der Duldung, die sie bis zum Sommer 1952 der Kirche erwiesen und seither immer mehr aufgegeben hatte, eine wesentliche Lebenserleichterung wäre, der mußte ungefähr genau so mit Zaisser sprechen, wie Barth es getan hat. Wem freilich an den Menschen nichts und an politischer Propaganda alles liegt, der kann einen Brief schreiben, wie ihn der Verfasser jenes Angriffs in der „NZZ“ offenbar gewünscht hätte: einen Brief, in dem Herrn Zaisser vom bequemen Zürcher Schreibtisch aus die Maske heruntergerissen und ihm seine Verbrechen vorgehalten worden wären, einen Brief also, mit dem der Schreiber sein eigenes Renommee im Westen zwar beträchtlich vermehrt, den bedrängten Menschen im Osten aber mit nichts geholfen hätte. Zwar hat auch der Barth'sche Brief keinen sichtbaren Erfolg gehabt und eine Antwort weder in Worten noch in Taten erhalten; wohl aber konnte er, wenn er wenigstens eine Hoffnung auf Erfolg haben sollte, nur so und nicht nach den Wünschen des Zürcher Artikelschreibers abgefaßt werden. Hätte die „NZZ“ einen kleinen Raum der Seite, die sie der Polemik gegen Barth gewidmet hat, dafür verwendet, dem Leser durch den Abdruck des Barth'schen Briefes ein eigenes Urteil zu ermöglichen, dann hätten die verständigen Leser wohl diese gleichen Erwägungen angestellt.

Wie aber steht es mit jenen Äußerungen Barths über den sowjetischen Kommunismus in der Zeit zwischen 1945 und 1949, die auch in jenem Zürcher Angriff wieder ausgegraben und breit besprochen werden — breit, aber ebenso isoliert wie auch sonst meistens, als habe Barth nie etwas anderes über den Kommunismus gesagt als diese paar inkriminierten Sätze, als habe er je einen Zweifel darüber gelassen, daß er den Kommunismus für einen verhängnisvollen und verderblichen Irrweg halte, demgegenüber über den demokratischen Rechtsstaat zu wahren zu den Pflichten einer demokratischen Regierung gehöre? Ueber die böartige Wirklichkeit des Sowjetregimes hat er sich nie den Illusionen hingegeben, die manche heutigen Antikommunisten lange gehegt haben. Was meinten dann aber jene Sätze, besonders in Barths Vortrag „Die Kirche zwischen Ost und West“ vom Jahre 1949? Da sie sofort mißverstanden wurden und seither bewußt oder unbewußt mißverstanden weitergegeben werden, soll eine kurze Klarstellung, die sich nur auf jene Sätze beschränkt, versucht werden. Wäre es Barth damals mehr um seinen guten Ruf in der westlichen Welt als um die Nachdrücklichkeit seiner Ermahnung gegangen, wäre er der Taktiker, als den ihn der Zürcher Angriff verdächtigt, dann hätte er in jener Atmosphäre von Aufgeregtheit, Bolschewistenangst und Mißtrauen leicht einige starke Sätze gegen die Sowjets eingeflochten. Er hätte damit sofort den Beifall erhalten, der ihm für seine entsprechenden Sätze gegen den Nationalsozialismus erst heute, nicht aber schon während des Krieges von seiten der „NZZ“ und mancher anderer Blätter der neutralen Staaten gespendet wird. Er hätte vielleicht auch unnötige Mißverständnisse vermieden, und insofern hätte ich mit manchem seiner Freunde eine solche ihm allzu selbstverständlich und darum unnötig erscheinende Sicherung wohl gewünscht. Allerdings hätte er damit vielleicht den Nachdruck seiner Ermahnung abgeschwächt — und dies wollte er unter allen Umständen vermeiden. Ich habe damals jenen Vortrag in einem tendenziös gekürzten Abdruck der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ als Kriegsgefangener in einem Moskauer Lager gelesen; wir lasen ihn als Menschen, die durch eigene Erfahrung das sowjetische System wahrhaftig bis auf den Grund durchschaut hatten. Wir konnten, nach einem ersten Stutzen ihn genauer lesend, verstehen und gerade in unserer dortigen Umgebung ganz zustimmen — ein Zeichen, daß rechtes Verständnis auch für westliche Leser, wenn sie nicht nur flüchtig und voreingenommen lesen und wenn

Mit einer Massenkundgebung von einer Viertel-million Menschen hat die fünfte deutsche evangelische Kirchentagung in Hamburg am Sonntagmorgen, 16. August, ihren offiziellen Abschluß gefunden. Nahezu vierhundert Sonderzüge und zahllose Autobuskolonnen brachten diese Menschenmassen in die aus Bombentrümmern vor zehn Jahren wieder mächtvoll auferstandene Stadt, die sich in erstaunlichem Maße wieder zur modernen Spe- und Weltstadt entwickelt und ihre alte Anziehungskraft in keiner Weise eingebüßt hat. Dennoch mahnten die noch bestehenden Trümmer vor allem um die Michaelskirche, vor der die Hauptgottesdienste stattfanden, die Lehren der Vergangenheit nicht zu vergessen, sich keiner menschlichen Ideologie zu verschreiben, sondern allein auf den Grund des Vertrauens zu bauen, der sein Fundament im Ewigen hat. „Werlet euer Vertrauen nicht weg!“ war die Lösung dieses Kirchentags, der all diese Menschen gefolgt waren. Was dieser Tagung das besondere Gepräge gab, war die Anwesenheit von 20 000 Teilnehmern aus der Ostzone, die nicht nur gastlich einquartiert, sondern auch gepflegt werden mußten. Das verlangte besondere Helferdienste im Organisationsdienst, für den sich dreitausend Hamburger Jugendliche freiwillig zur Verfügung stellten. Der erfreuliche Zustrom der Jugend, die sich in den Aussprachen in den zahllosen Arbeitsgruppen mit sehr konkreten Fragestellungen bemerkbar machte, war ein weiteres Merkmal dieser fünften deutschen Kirchentagung, der auch die katholische Kirche ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit schenkte.

Bundeskanzler Adenauer war persönlich auf einige Stunden zur Eröffnung nach Hamburg gekommen, um der Kirchentagsleitung die Grüße der Bundesregierung zu überbringen, wobei er das viel beachtete Wort sprach, daß es heute nur noch eine Rivalität zwischen den beiden christlichen Konfessionen geben dürfe, nämlich die der Bruderliche. Für die Stadt Hamburg sprach ihr welt-offener Bürgermeister Brauer. Er umriß das Verhältnis von Kirche und Staat. „Die Lösung unserer Zeit“, sagte er, „beide Institutionen frei und unabhängig nebeneinander wirken zu lassen, ist nach meiner Überzeugung die glücklichste.“ Dann legte er ein Bekenntnis zur freien religiösen Entscheidung ab, wofür ihm auch die Kirchentagsleitung dankbar war. Denn diese Bewegung, was immer wieder betont sein will, ist durchaus Laienbewegung, obwohl auch Kirchenleiter wie die Bischöfe Dibelius und Lilje eine hervorragende Rolle darin spielen. So schreibt Lilje in seinem in ganz Deutschland weiterverbreiteten „Sonntagsblatt“ über die durch die Kirchentagung eingeleitete „Offensive des Vertrauens“, mit der die breiten entkirchlichten Volksmassen wieder erfaßt werden sollen. Er selbst ging damit voran, indem er an der Kirchentagung eine Ansprache in einer großen Zigarettenfabrik hielt, während andere Redner sich ausgerechnet an der Reeperbahn im Bereich der Rummelbuden ihre Zuhörerschaft suchten.

Selbstverständlich fand auch Niemöller starken Zustrom, der über das Thema „Unser Volk unter Völkern“ sprach, indem er sich um eine „Verständigung nach beiden Seiten“ bemühte. Die Diskussion, die diese Ansprache nachher in der damit betrauten Arbeitsgruppe hervorrief, gab vor allem erschütternde Einblicke in die Gewissenskämpfe der Besucher aus der Ostzone, die einerseits Christen sein wollen, andererseits aber eine „Ordnung“ über sich anerkennen sollen, die gerade das Christsein verneint. Daß diese Konflikte vor allem die Jugend bedrängen, die absolute Maßstäbe verlangt, liegt auf der Hand. Sie gab sich denn auch nicht mit Niemöllers vagen Ausführungen zufrieden, sondern hätte gerne konkretere Lösungen gesehen, obgleich diese heute niemand zu geben vermag. Die

Tagung selbst hatte einen ganz anderen Charakter. Es sollte Wahlpropaganda in der inneren Sphäre des Vertrauenskreises erfassen sollte an dieser Tagung. „Hier allein“, betonte die Kirchentagsleitung, der Kirchenbesitzer Reinhold zu den richtigen Dementsprechend lernen, richtig ja zu sagen, das uns tröstet, Strophe der letzten inneren geheime Sphäre Ratlosigkeit zuteil hat. Denn Gott ist mütvoll veranlagte Berufsthema vom Talar, sondern die res Daseins. Gottes unsere Zeit!“

Gerade aus solchem Charakter der Kirche nicht in der Pastorat nicht im Dogma Frucht persönliche von Menschen erschaffen der Verzweiflung die liebsten zeugt hiev „Und führen, wo da, um an dieser die Welt“ mitzusehen und Künstler, Bet sich spontan diese haben. „Wenn die zunehmen vermag Fischer“, so müß Kirche ist überall immer, wo man ihn die sie um Hund aufs deutlichste, den Kirchentagung oben befohlenes M daß sie einem Vol von Jahr zu Jahr Lebens auswirkt. I daß auch die Laie allem auch auf p vielen Teilnehmern

„Nicht die Le man über diese K ein so universale Schröder in einer Claudius entwarf. Wandsbecker Bote prediger hinstell diente auch die K. Tod Adams“ von Manfred Hausma deutsches derbes ternde „Sintflut“ alle von dem Will nur der Kunst we in den Dienst der zu stellen. Zum Se Veranstaltungen e Leistungen eine Händel und der den jedoch nur ten. Denn der Ki Kirchen zu fassen selber erfaßt werd nächste Zukunft Kirche ist ergange Das hat die mächt gezeit.

als Frage vorgehalten wurde, und dieser Unterschied hätte nicht übersehen werden sollen. Denn eben hierin liegt ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Art, wie die Welt sich des Nationalsozialismus erwehren konnte, und der Art, in der sie allein sich des Kommunismus wird erfolgreich erwehren können: In ganz anderem Maße als beim Nationalsozialismus erfordert die Abwehr des Kommunismus die Ergänzung der negativen, also besonders der militärischen Maßnahmen durch positive, also durch ein Angreifen der sozialen und politischen Mißstände, das an Entschlußkraft, Phantasie und Opferbereitschaft sowie an Grundsatztreue dem Kommunismus nichts nachgeben dürfte, dazu der Ergänzung durch eine geistige Erneuerung, von der im Westen mehr zu spüren sein müßte und von der wir in Westdeutschland durch die unselige Idee eine verfrühten westdeutschen

doch die Dinge o haupten, durch E nende Kirche in l tion einer möglic nationalsozialistis ihm doch bekannt Barth es war, der theologische Arbe teidigung ihrer l herausdrängte. U seiner Kenntnis d logie „prinzipielle „bloß menschliche gegenüber den Freiheit und des muß doch wissen. Ethik gerade daru sten ihre Verantw

Einem Bittbrief nach Ostberlin

Immer dieses Jahres in der deutschen Ostzone aufgeflammt Kirchen-
 tung vieler Pfarrer und kirchlicher Helfer durch das kommunistische
 nem Brief an den damaligen Minister für Staatssicherheit, Wilhelm
 K. Barth (Basel) ein Wort für die Verhafteten einzulegen und die
 en des Staates zur Einstellung des Kirchenkampfes zu bewegen. Wir
 n 3. Mai die Argumente und den Tenor dieses Briefes einer Kritik

Witzler (Bonn) hat diese Kritik als zu weitgehend empfunden. Im
 er die unstrittene Haltung Prof. Barths zum Problem des Kommu-
 rechtfertigen. Wir werden auf seine Ausführungen zurückkommen.

Redaktion der „NZZ“

Kommunismus

Wie die innerkirchlichen Jahre zeigen, nicht Haltung in den gegenfinden, so scheint es erst recht schwer zu stimmen, die sich mit der Kirche durch ihre Bemühen, zu verstehen. Karl Barths Brief an den Minister Zaiber gerät deutlich. Von Kritikern wurde er als daß Barth immer noch so sehr, am schärfsten in der Zürcher Zeitung“ unwürdiges, opportunistischen Standort“ verurteilt. Da dieser Land Aufsehen erregt Rückweisung und ein Verständnis des Barth-

oft benützt hat. Ebensovienig war es verwerflicher Opportunismus, sondern im Blick auf das Ziel seines Briefes gebotene „Taktik“, wenn Barth zum Eingang sich Zaiber gegenüber (da er nicht ohne weiteres bei diesem die nähere Kenntnis seiner Person voraussetzen konnte) darauf berief, daß er „seit 1945 konsequent für eine verständnisvolle Einstellung dem Osten gegenüber“ eingetreten sei, und wenn er Zaiber das bisherige tolerante Verhalten der DDR-Regierung gegenüber der Kirche vorhielt als ein Moment, das bisher im Westen für diese Regierung sprach. Wem es mit Barth um die bedrängten Menschen der DDR ging, für die schon eine Rückkehr der DDR-Regierung zu der Duldung, die sie bis zum Sommer 1952 der Kirche erwiesen und seither immer mehr aufgegeben hatte, eine wesentliche Lebenserleichterung wäre, der mußte ungefähr genau so mit Zaiber sprechen, wie Barth es getan hat. Wem freilich an den Menschen nichts und an politischer Propaganda alles liegt, der kann einen Brief schreiben, wie ihn der Verfasser jenes Angriffs in der „NZZ“ offenbar gewünscht hätte: einen Brief, in dem Herr Zaiber vom bequemen Zürcher Schreibtisch aus die Maske heruntergerissen und ihm seine Verbrechen vorgehalten worden wären, einen Brief also, mit dem der Schreiber sein eigenes Renommee im Westen zwar beträchtlich vermehrt, den bedrängten Menschen im Osten aber mit nichts geholfen hätte. Zwar hat auch der Barthsche Brief keinen sichtbaren Erfolg gehabt und eine Antwort weder in Worten noch in Taten erhalten; wohl aber konnte er, wenn er wenigstens eine Hoffnung auf Erfolg haben sollte, nur so und nicht nach den Wünschen des Zürcher Artikelschreibers abgefaßt werden. Hätte die „NZZ“ einen kleinen Raum der Seite, die sie der Polemik gegen Barth gewidmet hat, dafür verwendet, dem Leser durch den Abdruck des Barthschen Briefes ein eigenes Urteil zu ermöglichen, dann hätten die verständigen Leser wohl diese gleichen Erwägungen angestellt.

Wie aber steht es mit jenen Äußerungen Barths über den sowjetischen Kommunismus in der Zeit zwischen 1945 und 1949, die auch in jenem Zürcher Angriff wieder ausgegraben und breit besprochen werden — breit, aber ebenso isoliert wie auch sonst meistens, als habe Barth nie etwas anderes über den Kommunismus gesagt als diese paar inkriminierten Sätze, als habe er je einen Zweifel darüber gelassen, daß er den Kommunismus für einen verhängnisvollen und verderblichen Irrweg halte, demgegenüber den demokratischen Rechtsstaat zu wahren zu den Pflichten einer demokratischen Regierung gehöre? Ueber die böartige Wirklichkeit des Sowjetregimes hat er sich nie den Illusionen hingegeben, die manche heutigen Antikommunisten lange gehegt haben. Was meinten dann aber jene Sätze, besonders in Barths Vortrag „Die Kirche zwischen Ost und West“ vom Jahre 1949? Da sie sofort mißverstanden wurden und seither bewußt oder unbewußt mißverstanden weitergegeben werden, soll eine kurze Klarstellung, die sich nur auf jene Sätze beschränkt, versucht werden. Wäre es Barth damals mehr um seinen guten Ruf in der westlichen Welt als um die Nachdrücklichkeit seiner Ermahnung gegangen, wäre er der Taktiker, als den ihn der Zürcher Angriff verdächtigt, dann hätte er in jener Atmosphäre von Aufgeregtheit, Bolschewistenangst und Mißtrauen leicht einige starke Sätze gegen die Sowjets eingeflochten. Er hätte damit sofort den Beifall erhalten, der ihm für seine entsprechenden Sätze gegen den Nationalsozialismus erst heute, nicht aber schon während des Krieges von seiten der „NZZ“ und mancher anderer Blätter der neutralen Staaten gespendet wird. Er hätte vielleicht auch unnötige Mißverständnisse vermieden, und insofern hätte ich mit manchem seiner Freunde eine solche ihm allzu selbstverständlich und darum unnötig erscheinende Sicherung wohl gewünscht. Allerdings hätte er damit vielleicht den Nachdruck seiner Ermahnung abgeschwächt — und dies wollte er unter allen Umständen vermeiden. Ich habe damals jenen Vortrag in einem tendenziös gekürzten Abdruck der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ als Kriegsgefangener in einem Moskauer Lager gelesen; wir lasen ihn als Menschen, die durch eigene Erfahrung das sowjetische System wahrhaftig bis auf den Grund durchschaut hatten. Wir konnten, nach einem ersten Stutzen ihn genauer lesend, verstehen und gerade in unserer dortigen Umgebung ganz zustimmen — ein Zeichen, daß rechtes Verständnis auch für westliche Leser, wenn sie nicht

Deutscher Evangelischer Kirchentag

Mit einer Massenkundgebung von einer Viertelmillion Menschen hat die fünfte deutsche evangelische Kirchentagung in Hamburg am Sonntagmorgen, 16. August, ihren offiziellen Abschluß gefunden. Nahezu vierhundert Sonderzüge und zahllose Autobuskolonnen brachten diese Menschenmassen in die aus Bombentrümmern vor zehn Jahren wieder machtvoll auferstandene Stadt, die sich in erstaunlichem Maße wieder zur modernen See- und Weltstadt entwickelt und ihre alte Anziehungskraft in keiner Weise eingebüßt hat. Dennoch mahnten die noch bestehenden Trümmer vor allem um die Michaelskirche, vor der die Hauptgottesdienste stattfanden, die Lehren der Vergangenheit nicht zu vergessen, sich keiner menschlichen Ideologie zu verschreiben, sondern allein auf den Grund des Vertrauens zu bauen, der sein Fundament im Ewigen hat. „Werft euer Vertrauen nicht weg!“ war die Losung dieses Kirchentags, der all diese Menschen gefolgt waren. Was dieser Tagung das besondere Gepräge gab, war die Anwesenheit von 20 000 Teilnehmern aus der Ostzone, die nicht nur gastlich einquartiert, sondern auch gepflegt werden mußten. Das verlangte besondere Helferdienste im Organisationsdienst, für den sich dreitausend Hamburger Jugendliche freiwillig zur Verfügung stellten. Der erfreuliche Zustrom der Jugend, die sich in den Aussprachen in den zahllosen Arbeitsgruppen mit sehr konkreten Fragestellungen bemerkbar machte, war ein weiteres Merkmal dieser fünften deutschen Kirchentagung, der auch die katholische Kirche ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit schenkte.

Bundeskanzler Adenauer war persönlich auf einige Stunden zur Eröffnung nach Hamburg gekommen, um der Kirchentagsleitung die Grüße der Bundesregierung zu überbringen, wobei er das viel beachtete Wort sprach, daß es heute nur noch eine Rivalität zwischen den beiden christlichen Konfessionen geben dürfe, nämlich die der Bruderliebe. Für die Stadt Hamburg sprach ihr welt-offener Bürgermeister Brauer. Er umriß das Verhältnis von Kirche und Staat. „Die Lösung unserer Zeit“, sagte er, „beide Institutionen frei und unabhängig nebeneinander wirken zu lassen, ist nach meiner Ueberzeugung die glücklichste.“ Dann legte er ein Bekenntnis zur freien religiösen Entscheidung ab, wofür ihm auch die Kirchentagsleitung dankbar war. Denn diese Bewegung, was immer wieder betont sein will, ist durchaus Laienbewegung, obwohl auch Kirchenleiter wie die Bischöfe Dibelius und Lilje eine hervorragende Rolle darin spielen. So schreibt Lilje in seinem in ganz Deutschland weitverbreiteten „Sonntagsblatt“ über die durch die Kirchentagung eingeleitete „Offensive des Vertrauens“, mit der die breiten entkirklichten Volksmassen wieder erfaßt werden sollen. Er selbst ging damit voran, indem er an der Kirchentagung eine Ansprache in einer großen Zigarettenfabrik hielt, während andere Redner sich ausgerechnet an der Reeperbahn im Bereich der Rummelbuden ihre Zuhörerschaft suchten.

Selbstverständlich fand auch Niemöller starken Zuström, der über das Thema „Unser Volk unter Völkern“ sprach, indem er sich um eine „Verständigung nach beiden Seiten“ bemühte. Die Diskussion, die diese Ansprache nachher in der damit betrauten Arbeitsgruppe hervorrief, gab vor allem erschütternde Einblicke in die Gewissenskämpfe der Besucher aus der Ostzone, die einerseits Christen sein wollen, andererseits aber eine „Ordnung“ über sich anerkennen sollen, die gerade das Christsein verneint. Daß diese Konflikte vor allem die Jugend bedrängen, die absolute Maßstäbe verlangt, liegt auf der Hand. Sie gab sich denn auch nicht mit Niemöllers vagen Ausführungen zufrieden, sondern hätte gerne konkretere Lösungen gesehen, obgleich diese heute niemand zu geben vermag. Die

Tagung selbst hatte einen durchaus unpolitischen Charakter. Es sollte während dieser Zeit auch keine Wahlpropaganda in Hamburg getrieben werden; denn mit den alten Kampfmethoden ist keine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen, die alle Volkskreise erfassen soll, indem sie jeden unter das auch an dieser Tagung hochaufergerichtete Kreuz stellt. „Hier allein“, betonte der Präsident der Kirchentagsleitung, der frühere preußische Rittergutsbesitzer Reinold von Thadden, „kommen wir auch zur richtigen Demut. Erst wenn wir es aufs neue lernen, richtig ja zu sagen zu dem furchtbaren Gericht, das uns traf, kann uns der Sinn der Katastrophe der letzten Jahre aufgehen, kann uns der innere geheime Segen in all unserer Armut und Ratlosigkeit zuteil werden, den Gott für uns bereitet hat. Denn Gott ist nicht ein Phantasiergebilde gemütvoll veranlagter Sonderlinge, nicht das seltsame Berufsthema von unverständlichen Spezialisten im Talar, sondern die entscheidende Wirklichkeit unseres Daseins. Gottes Winde wehen wieder durch unsere Zeit!“

Gerade aus solchen Worten wird der Erlebnischarakter der Kirchentagsbewegung deutlich, die nicht in der Pastorenkirche alten Formats und auch nicht im Dogma verankert ist, sondern als die Frucht persönlicher neuer religiöser Erfahrungen von Menschen erscheint, denen das Evangelium in der Verzweigung des Einzelnen begegnet. Am deutlichsten zeugt hiervon wohl Helmut Gollwitzer mit dem Bericht von seiner russischen Gefangenschaft. „Und führen, wohin du nicht willst“. Auch er stand da, um an dieser Tagung ein schlechtes „Wort in die Welt“ mitzusprechen, und mit ihm Gelehrte und Künstler, Berufstätige, Arbeiter, Bauern, die sich spontan dieser Laienbewegung angeschlossen haben. „Wenn die Kirche ihre Stunde nicht wahrzunehmen vermag“, bekannte ein nordfriesischer Fischer, „so müssen wir sie wahrnehmen, denn Kirche ist überall, wo man Gott hört, und nicht immer, wo man ihn predigt.“ Solche Geständnisse, die sich um Hunderte vermehren ließen, bewiesen aufs deutlichste, daß es sich auch bei dieser fünften Kirchentagung in Hamburg nicht um ein von oben befohlenes Massenaufgebot handelte, sondern daß sie einem Volksbedürfnis entsprang, das sich von Jahr zu Jahr immer mehr auch im praktischen Lebens auswirkt. Deutlich hatte man den Eindruck, daß auch die Laienbewegung von Caux, die ja vor allem auch auf praktische Betätigung drängt, bei vielen Teilnehmern eine Ausstrahlung fand.

„Nicht die Lehre, sondern das Leben!“ darf man über diese Kirchentagung schreiben, auf der ein so universaler Geist wie Rudolf Alexander Schröder in einer Ansprache ein Bild von Mathias Claudius entwarf, in welchem er den schlichten Wandsbecker Boten als ein Vorbild für den Laienprediger hinstellte. Dieser Laienverkündigung diente auch die Kunst, vor allem der Bühne. „Der Tod Adams“ von Klopstock, ein Mysterienspiel Manfred Hausmanns „Dunkler Reigen“, ein norddeutsches derbes „Jedermannspiel“, die erschütternde „Sintflut“ von Barlach, Aufführungen, die alle von dem Willen zeugten, die Kunst nicht mehr nur der Kunst wegen gelten zu lassen, sondern sie in den Dienst der großen Grundfragen des Lebens zu stellen. Zum Schluß seien noch die musikalischen Veranstaltungen erwähnt, darunter als besondere Leistungen eine Aufführung des „Messias“ von Händel und der „Matthäuspassion“ von Bach, an denen jedoch nur einige tausend teilnehmen konnten. Denn der Kirchentag selbst war nicht in den Kirchen zu fassen. Wie weit diese jedoch von ihm selber erfaßt werden, bleibt eine Frage, die erst die nächste Zukunft entscheidet. Das Wort an die Kirche ist ergangen, die Laien in ihr sind erwacht. Das hat die mächtige Tagung in Hamburg deutlich gezeigt.

Arthur Meyer

nicht im Stiche gelassen, auch für ihre Lage zu das Rechte sei. Für et der Ausbruch des nicht, wie die „NZZ“ Denn ihre bisherigen Ausdruck von Illu- dem Osten und dem sten wie im Westen teils, d. h. der sträfliche Unterschiede zwischen Osten gerührt auf ungenauer

als Frage vorgehalten wurde, und dieser Unterschied hätte nicht übersehen werden sollen. Denn eben hierin liegt ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Art, wie die Welt sich des Nationalsozialismus erwehren konnte, und der Art, in der sie allein sich des Kommunismus wird erfolgreich erwehren können: In ganz anderem Maße als beim Nationalsozialismus erfordert die Abwehr des Kommunismus die Ergänzung der negativen, also besonders der militärischen Maßnahmen durch positive, also durch ein Angreifen der sozialen und politischen Mißstände, das an Entschlußkraft, Phantasie und Opferbereitschaft sowie an Grundsatztreue dem Kommunismus nichts nachgeben dürfte, dazu der Ergänzung durch eine geistige Erneuerung, von der im Westen mehr zu spüren sein müßte und von der wir in Westdeutschland durch

doch die Dinge offenbar etwas bekannt sind, behaupten, durch Barths Einfluß habe die Bekennende Kirche in Deutschland so lange an der Fiktion einer möglichen Neutralität gegenüber dem nationalsozialistischen Staat festgehalten? Es muß ihm doch bekannt sein, daß in Wirklichkeit gerade Barth es war, der durch seine Mahnungen und seine theologische Arbeit die Kirche aus der bloßen Verteidigung ihrer Interessen und aus jener Fiktion herausdrängte. Und wie kann der Verfasser bei seiner Kenntnis der Quellen der Barthschen Theologie „prinzipielle Gleichgültigkeit“ gegenüber den „bloß menschlichen“ Werten der Menschenrechte, gegenüber den „entscheidenden Problemen der Freiheit und des rechten Staates“ vorwerfen? Er muß doch wissen, daß es Barth in seiner politischen Ethik gerade darum geht, der Kirche und den Christen

von der politischen Ebene aus erst recht schwer zu sein, diejenigen kirchlichen Stimmen, die sich mit besonderem Ernst um diese der Kirche durch ihre Botschaft befohlene Haltung bemühen, zu verstehen. Der Widerspruch, den Karl Barths Brief an den ostdeutschen Sicherheitsminister Zaißer gefunden hat, zeigt das besonders deutlich. Von prominenten westdeutschen Politikern wurde er als ein Zeichen dafür beurteilt, daß Barths immer noch den Kommunismus zu harmlos sehe, am schärfsten aber wurde er von der „Neuen Zürcher Zeitung“ (3. Mai und 29. Mai) als ein unwürdiges, opportunistisches, ja von einem „nihilistischen Standort“ aus geschriebenes Dokument verurteilt. Da dieser Angriff auch in Westdeutschland Aufsehen erregt hat, ist eine entschiedene Zurückweisung und eine Anleitung zum besseren Verständnis des Barth'schen Briefes sicher nötig.

Es sei dabei nur im Vorübergehen das Befremden ausgedrückt, das der nichtschweizerische Leser empfinden wird über die Art, wie seit langem ein großer Teil der schweizerischen Presse einen schweizerischen Gelehrten, der als der unbestritten bedeutendste christliche Theologe der Gegenwart und als bewußter Sohn seiner schweizerischen Heimat dieser wahrhaftig nicht geringe Ehre in der Welt macht, nur in einer eigenartigen Mißachtung und Abneigung zu nennen vermag. Es kann sein, daß hier ein altmodisch-aufklärerisches Mißtrauen gegen den Theologen mitspielt. Vor etwa 15 Jahren hat Albert Einstein an Stalin einen Bittbrief wegen des damals in der Sowjetunion verhafteten österreichischen Physikers A. Weißberg-Czibulski geschrieben (jetzt abgedruckt in dessen Erinnerungen „Hexensabbath“, Frankfurt 1951). Auch Einstein hat damals mit Argumenten gesprochen, die für Stalins Ohr gedacht waren. Er hätte dabei auf seine früheren sympathisierenden Äußerungen über das sowjetische Unternehmen verweisen können, was er wohl nur unterlassen hat, weil er Stalins Kenntnis von ihnen voraussetzen konnte. Es ist unwahrscheinlich, daß diejenigen schweizerischen Zeitungen, die heute Barth angreifen, auch im Falle Einsteins einen solchen Mangel an Achtung und ernstnehmender Auseinandersetzung beweisen würden, wie sie es ihrem großen theologischen Mitbürger gegenüber tun.

Eindeutig dankbare und positive Äußerungen zu dem Barth'schen Briefe habe ich dagegen von denen vernommen, die in erster Linie kompetent sind, ihn zu beurteilen, nämlich von den Betroffenen selbst, den Männern und Frauen der evangelischen Kirche in Ostdeutschland. Weit entfernt davon, daß Männer wie der Ostberliner Propst Grüber im Gegensatz zu Barth stehen, wie die „NZZ“ behauptet, haben sie sich früher wie auch heute in Uebereinstimmung mit Barths Haltung gewußt und gerade den grundsätzlichen Äußerungen Barths über die rechte kirchliche Haltung im Ost-West-Konflikt ausdrücklich zugestimmt. Man kann die babylonische Verwirrung unserer Zeit nirgends besser ermaßen als an dem nahezu gänzlichen Mangel von Kategorien im Westen für das Verständnis der Probleme und Entscheidungen der Christen im sowjetischen Machtbereich. Der totalitäre Antikommunismus, in dessen Geist auch jener Angriff der „NZZ“ geschrieben ist, läßt die Menschen, die unter der sowjetischen Macht leben müssen, gerade im Stich, weil er vom sicheren westlichen Kanapee aus mit billigen Deklamationen gegen die östlichen Machthaber meint das Seinige getan zu haben.

Barth hat jene Menschen nicht im Stiche gelassen. Von Anfang an hat er auch für ihre Lage zu bedenken versucht, was für sie das Rechte sei. Für ihn wie für Niemöller bedeutet der Ausbruch des ostzonalen Kirchenkampfes nicht, wie die „NZZ“ meint, eine peinliche „Frage“. Denn ihre bisherigen Äußerungen waren nicht der Ausdruck von Illusionen über den Osten, sondern von christlicher Illusionslosigkeit gegenüber dem Osten und dem Westen. Daß sie damit im Osten wie im Westen oft der „Ambivalenz“ des Urteils, d. h. der sträflichen Ignorierung der Unterschiede zwischen Osten und Westen, geziehen wurden, beruht auf ungenauer Erkenntnis ihrer Motive. Daß sie damit aber im Osten wie im Westen oft auch für Bundesgenossen des Ostens gehalten wurden, war ein Mißverständnis, das Niemöller soeben im Vorwort zu der von Martin Fischer herausgegebenen und dem ostdeutschen Kirchenkonflikt gewidmeten Schrift „Das Zeugnis der Verhafteten“ (Lettner-Verlag, Berlin, 1953) klarstellt: „Solange die Botschaft sich deutlich gegen den Nazismus richten mußte, wurde sie mißverstanden als Rechtfertigung aller seiner Feinde; d. h. die Kirche wurde damals von allen diesen Feinden als Bundesgenossen gewürdigt und anerkannt, und dieses Mißverständnis ist bis auf diesen Tag nicht behoben. Es wird als Mißverständnis erst deutlich, wenn die Kritik, der richtende Charakter der Botschaft sich auch gegen diese „Freunde“ und ihre Selbstrechtfertigung wenden muß. Dann wird es offenbar, daß es immer und beständig einen Kirchenkampf gibt und geben muß.“ Eine mildere Form dieses Kirchenkampfes stellen auch die Angriffe auf Barths Brief im Westen dar.

Jenes Mißverständnis hatte auf östlicher Seite die Folge, daß z. B. Niemöller noch ein Zugang zu den sowjetdeutschen Regierungsstellen offen war, den er mit Zustimmung und auf Bitte der übrigen deutschen Kirchenleitungen zur Fürsprache für die bedrängten Menschen und Gemeinden in der DDR

seit 1945 konsequent für eine verständnisvolle Einstellung dem Osten gegenüber“ eingetreten sei, und wenn er Zaißer das bisherige tolerante Verhalten der DDR-Regierung gegenüber der Kirche vorhielt als ein Moment, das bisher im Westen für diese Regierung sprach. Wenn es mit Barth um die bedrängten Menschen der DDR ging, für die schon eine Rückkehr der DDR-Regierung zu der Duldung, die sie bis zum Sommer 1952 der Kirche erwiesen und seither immer mehr aufgegeben hatte, eine wesentliche Lebenserleichterung wäre, der mußte ungefähr genau so mit Zaißer sprechen, wie Barth es getan hat. Wenn freilich an den Menschen nichts und an politischer Propaganda alles liegt, der kann einen Brief schreiben, wie ihn der Verfasser jenes Angriffs in der „NZZ“ offenbar gewünscht hätte: einen Brief, in dem Herr Zaißer vom bequemen Zürcher Schreibtisch aus die Maske heruntergerissen und ihm seine Verbrechen vorgehalten worden wären, einen Brief also, mit dem der Schreiber sein eigenes Renommee im Westen zwar beträchtlich vermehrt, den bedrängten Menschen im Osten aber mit nichts geholfen hätte. Zwar hat auch der Barth'sche Brief keinen sichtbaren Erfolg gehabt und eine Antwort weder in Worten noch in Taten erhalten; wohl aber konnte er, wenn er wenigstens eine Hoffnung auf Erfolg haben sollte, nur so und nicht nach den Wünschen des Zürcher Artikelschreibers abgefaßt werden. Hätte die „NZZ“ einen kleinen Raum der Seite, die sie der Polemik gegen Barth gewidmet hat, dafür verwendet, dem Leser durch den Abdruck des Barth'schen Briefes ein eigenes Urteil zu ermöglichen, dann hätten die verständigen Leser wohl diese gleichen Erwägungen angestellt.

Wie aber steht es mit jenen Äußerungen Barths über den sowjetischen Kommunismus in der Zeit zwischen 1945 und 1949, die auch in jenem Zürcher Angriff wieder ausgegraben und breit besprochen werden — breit, aber ebenso isoliert wie auch sonst meistens, als habe Barth nie etwas anderes über den Kommunismus gesagt als diese paar inkriminierten Sätze, als habe er je einen Zweifel darüber gelassen, daß er den Kommunismus für einen verhängnisvollen und verderblichen Irrweg halte, demgegenüber den demokratischen Rechtsstaat zu wahren zu den Pflichten einer demokratischen Regierung gehöre? Ueber die böartige Wirklichkeit des Sowjetregimes hat er sich nie den Illusionen hingegeben, die manche heutigen Antikommunisten lange gehegt haben. Was meinten dann aber jene Sätze, besonders in Barths Vortrag „Die Kirche zwischen Ost und West“ vom Jahre 1949? Da sie sofort mißverstanden wurden und seither bewußt oder unbewußt mißverstanden weitergegangen sind, soll eine kurze Klarstellung, die sich nur auf jene Sätze beschränkt, versucht werden. Wäre es Barth damals mehr um seinen guten Ruf in der westlichen Welt als um die Nachdrücklichkeit seiner Ermahnung gegangen, wäre er der Taktiker, als den ihn der Zürcher Angriff verdächtigt, dann hätte er in jener Atmosphäre von Aufgeregtheit, Bolschewistenangst und Mißtrauen leicht einige starke Sätze gegen die Sowjets eingeflochten. Er hätte damit sofort den Beifall erhalten, der ihm für seine entsprechenden Sätze gegen den Nationalsozialismus erst heute, nicht aber schon während des Krieges von seiten der „NZZ“ und mancher anderer Blätter der neutralen Staaten gespendet wird. Er hätte vielleicht auch unnötige Mißverständnisse vermieden, und insofern hätte ich mit manchem seiner Freunde eine solche ihm alzu selbstverständlich und darum unnötig erscheinende Sicherung wohl gewünscht. Allerdings hätte er damit vielleicht den Nachdruck seiner Ermahnung abgeschwächt — und dies wollte er unter allen Umständen vermeiden. Ich habe damals jenen Vortrag in einem tendenziös gekürzten Abdruck der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ als Kriegsgefangener in einem Moskauer Lager gelesen; wir lasen ihn als Menschen, die durch eigene Erfahrung das sowjetische System wahrhaftig bis auf den Grund durchschaut hatten. Wir konnten, nach einem ersten Stutzen ihn genauer lesend, verstehen und gerade in unserer dortigen Umgebung ganz zustimmen — ein Zeichen, daß rechtes Verständnis auch für westliche Leser, wenn sie nicht nur flüchtig und voreingenommen lasen und wenn sie bereit waren, sich etwas sagen zu lassen, nicht unmöglich gewesen sein mußte.

Drei Momente führte Barth damals zum Beweis dafür an, daß bei aller gebotenen Abwehr eines ideologischen Regimes die rechte Einstellung zum Kommunismus heute nicht einfach in einer Wiederholung der gegenüber dem Nationalsozialismus gebotenen Haltung bestehen dürfe: erstens daß Josef Stalin ein Politiker anderen und größeren Formates sei als Hitler, zweitens daß der Kommunismus immerhin der Versuch einer radikalen Lösung der sozialen Frage, die wir in Europa auf die lange Bank geschoben haben“, sei und drittens daß er sich im Unterschied zum Nationalsozialismus nie christlich getarnt habe. Der erste Punkt ist von den meisten Nachrufen zum Tode Stalins in der westlichen Presse bestätigt worden. Der dritte trifft für das unverändert antireligiöse Bekenntnis der kommunistischen Partei zu, hätte höchstens in bezug auf die sich kirchenfreundlich oder zum mindesten religiös-tolerant tarnende kommunistische Praxis noch etwas gesichert werden müssen. Bei dem zweiten Punkt konnte das Wort „Lösung“ mißverstanden werden, da ja der sowjetische Sozialismus wahrhaftig keine Lösung der sozialen Frage darstellt. Es konnte aber dem verständigen Leser nicht entgehen, daß die sowjetische Gesellschaftsrevolution hier nicht als Vorbild gepriesen, sondern

diese Menschen gefolgt waren. Was dieser Tagung das besondere Gepräge gab, war die Anwesenheit von 20 000 Teilnehmern aus der Ostzone, die nicht nur gastlich einquartiert, sondern auch gepflegt werden mußten. Das verlangte besondere Helferdienste im Organisationsdienst, für den sich dreitausend Hamburger Jugendliche freiwillig zur Verfügung stellten. Der erfreuliche Zustrom der Jugend, die sich in den Aussprachen in den zahllosen Arbeitsgruppen mit sehr konkreten Fragestellungen bemerkbar machte, war ein weiteres Merkmal dieser fünften deutschen Kirchentagung, der auch die katholische Kirche ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit schenkte.

Bundeskanzler Adenauer war persönlich auf einige Stunden zur Eröffnung nach Hamburg gekommen, um der Kirchentagsleitung die Grüße der Bundesregierung zu überbringen, wobei er das viel beachtete Wort sprach, daß es heute nur noch eine Rivalität zwischen den beiden christlichen Konfessionen geben dürfe, nämlich die der Bruderliebe. Für die Stadt Hamburg sprach ihr welt-offener Bürgermeister Brauer. Er umriß das Verhältnis von Kirche und Staat. „Die Lösung unserer Zeit“, sagte er, „beide Institutionen frei und unabhängig nebeneinander wirken zu lassen, ist nach meiner Überzeugung die glücklichste.“ Dann legte er ein Bekenntnis zur freien religiösen Entscheidung ab, wofür ihm auch die Kirchentagsleitung dankbar war. Denn diese Bewegung, was immer wieder betont sein will, ist durchaus Laienbewegung, obwohl auch Kirchenleiter wie die Bischöfe Dibelius und Lilje eine hervorragende Rolle darin spielen. So schreibt Lilje in seinem in ganz Deutschland weitverbreiteten „Sonntagsblatt“ über die durch die Kirchentagung eingeleitete „Offensive des Vertrauens“, mit der die breiten entkirchlichten Volksmassen wieder erfaßt werden sollen. Er selbst ging damit voran, indem er an der Kirchentagung eine Ansprache in einer großen Zigarettenfabrik hielt, während andere Redner sich ausgerechnet an der Reeperbahn im Bereich der Rummelbuden ihre Zuhörerschaft suchten.

Selbstverständlich fand auch Niemöller starken Zustrom, der über das Thema „Unser Volk unter Völkern“ sprach, indem er sich um eine „Verständigung nach beiden Seiten“ bemühte. Die Diskussion, die diese Ansprache nachher in der damit betrauten Arbeitsgruppe hervorrief, gab vor allem erschütternde Einblicke in die Gewissenskämpfe der Besucher aus der Ostzone, die einerseits Christen sein wollen, andererseits aber eine „Ordnung“ über sich anerkennen sollen, die gerade das Christsein verneint. Daß diese Konflikte vor allem die Jugend bedrängen, die absolute Maßstäbe verlangt, liegt auf der Hand. Sie gab sich denn auch nicht mit Niemöllers vagen Ausführungen zufrieden, sondern hätte gerne konkretere Lösungen gesehen, obgleich diese heute niemand zu geben vermag. Die

als Frage vorgehalten wurde, und dieser Unterschied hätte nicht übersehen werden sollen. Denn eben hierin liegt ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Art, wie die Welt sich des Nationalsozialismus erwehren konnte, und der Art, in der sie allein sich des Kommunismus wird erfolgreich erwehren können: In ganz anderem Maße als beim Nationalsozialismus erfordert die Abwehr des Kommunismus die Ergänzung der negativen, also besonders der militärischen Maßnahmen durch positive, also durch ein Angreifen der sozialen und politischen Mißstände, das an Entschlußkraft, Phantasie und Opferbereitschaft sowie an Grundsatztreue dem Kommunismus nichts nachgeben dürfte, dazu der Ergänzung durch eine geistige Erneuerung, von der im Westen mehr zu spüren sein müßte und von der wir in Westdeutschland durch die unselige Idee eine verführten westdeutschen Wiederbewaffnung wieder erschreckend zurückgeworfen worden sind. Nicht in einer Vorbildlichkeit, wohl aber in dieser Notwendigkeit liegt — das wollte Barth sagen — die Frage, die uns der Kommunismus stellt, wenn er nicht eines Tages doch als die Quittung für unsere Versäumnisse über uns hereinbrechen soll. Es wäre gut, wenn man, statt Barth zu schmähen, im Lichte der heutigen Entwicklung seine damaligen Worte noch einmal aufmerksam durchläse.

Wer das Heranreifen der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland erlebt und nicht vergessen hat, den schrecken die Anzeichen einer terroristischen Polemik, die im Stile McCarthys überall Kryptokommunisten wittert. Sie sind in dem Angriff des heutigen Bundesrates Feldmann auf Barth vor zwei Jahren wie jetzt in den beiden Artikeln der „NZZ“ zu finden. Der Terror liegt in der (in den totalitären Systemen dann vervollkommenen) ultimativen Frage, die man einem Partner als Pistole auf die Brust setzt und die ihm nur die Wahl läßt, die gewünschte Antwort zu geben oder entlarvt der Reihe der Staatsfeinde zugesellt zu werden; die faktische Liquidierung als Staatsfeind ist dann nur noch eine äußere Folge.

Besonders erschreckend ist in dem Aufsatz vom 3. Mai die Verbindung von offensichtlicher Kenntnis des Barth'schen Denkens mit einer kraß entstehenden Darstellung. Wie kann der Verfasser, dem

Talar, sondern die res Daseins. Gott unsere Zeit!“

Gerade aus sole Charakter der Kir nicht in der Pastore nicht im Dogma Frucht persönliche von Menschen erse der Verzweiflung d lichsten zeugt hiev dem Bericht von s „Und führen, wohi da, um an dieser die Welt“ mitzusi und Künstler, Ber sich spontan diese haben. „Wenn die zunehmen vermag“ Fischer“, so mißs Kirche ist überall immer, wo man ih die sich um Hund aufs deutlichste, d ten Kirchentagun oben befohlenes M daß sie einem Vol von Jahr zu Jahr i Lebens auswirkt. D daß auch die Laien allem auch auf pr vielen Teilnehmern

„Nicht die Lob man über diese K ein so universale Schröder in einer Claudius entwarf, Wandsbecker Bote prediger hinstellt diente auch die K Tod Adams“ von Manfred Hausman deutsches derbes ternde „Sintflut“ alle von dem Wille nur der Kunst we in den Dienst der zu stellen. Zum Sel Veranstaltungen e Leistungen eine Händel und der „ denen jedoch nur ten. Denn der Kir Kirchen zu fassen selber erfaßt werde nächste Zukunft Kirche ist ergange Das hat die mächtig gezeit.

doch die Dinge of haupten, durch B nende Kirche in D tion einer möglic nationalsozialistis ihm doch bekannt. Barth es war, der theologische Arbeit teidigung ihrer In herausdrängte. Un seiner Kenntnis de logie „prinzipielle „bloß menschlicher gegenüber den „ Freiheit und des „ muß doch wissen, e Ethik gerade daru sten ihre Verantw menschlichen“ We deshalb von deutsc fende — Vorwurf viel zu direkt die Evangelium her. I dem — merkwürd — Satz: „Der K (Barth) letzten En abendländischen I sondern mit der A Ausgezeichnet — v Genau darum geht dung. Wie kann je dann nicht versteh tigkeit, sondern h daß damit jene t stehenden Werte eine stärkere und allein letztlich mög diesen Satz nicht a dern positiv so be verdient, wird dan Barths ihm zunäc rechten christliche Hitler und heute seiner Gleichgültig verantwortlichen S Freiheit und Rech drohenden Katast sammenhängt.

erst schwer zu
Stimmen, die sich mit
der Kirche durch ihre
bemühen, zu ver-
Karl Barths Brief an
minister Zaiber ge-
ers deutlich. Von pro-
politikern wurde er als
daß Barth immer noch
so sehe, am schärfsten
den Zürcher Zeitung
unwürdigen, oportu-
nihilistischen Standort
verurteilt. Da dieser
land Aufsehen erregt
rückweisung und eine
verständnis des Barth-

bergehen das Befrem-
tschweizerische Leser
t, wie seit langem ein
en Presse einen schwei-
der unbestritten be-
ge der Gegenwart und
schweizerischen Heimat
ge Ehre in der Welt
igen Mißachtung und
g. Es kann sein, daß
ritisches Mißtrauen ge-
Vor etwa 15 Jahren
n einen Bittbrief we-
wjetunion verhafteten
A. Weißberg-Czibulski
in dessen Erinnerung
urt 1951). Auch Ein-
enten gesprochen, die
en. Er hätte dabei auf
renden Äußerungen
ehmen verweisen könn-
ussen hat, weil er Sta-
ussetzen konnte. Es ist
nigen schweizerischen
greifen, auch im Falle
gel an Achtung und
setzung beweisen wür-
theologischen Mitbür-

positive Äußerungen
abe ich dagegen von
ster Linie kompetent
ich von den Betroffe-
Frauen der evangeli-
nd. Weit entfernt da-
stberliner Propst Grü-
stehen, wie die „NZZ“
her wie auch heute in
s Haltung gewußt und
Äußerungen Barths
haltung im Ost-West-
tlimmt. Man kann die
erer Zeit nirgends bes-
zu gänzlichen Mangel
ir das Verständnis der
nder Christen im son-
totalitäre Antikom-
ch jener Angriff der
die Menschen, die un-
ben müssen, gerade im
estlichen Kanapee aus
gegen die östlichen
e getan zu haben.

nicht im Stiche gelas-
ue für ihre Lage zu
ie das Rechte sei. Für
tet der Ausbruch des
nicht, wie die „NZZ“
Denn ihre bis-herigen
r Ausdruck von Illu-
dem Osten und dem
Osten wie im Westen
rteils, d. h. der straf-
chiede zwischen Osten
beruht auf ungenauer
uß sie damit aber im
h für Bundesgenossen
war ein Mißverständ-
Vorwort zu der von
nen und dem ostdeut-
fneten Schrift „Das
ettner-Verlag, Berlin,
Botschaft sich deut-
en mußte, wurde sie
rtigung aller seiner
de damals von allen
nossen gewürdigt und
verständnis ist bis auf
wird als Mißverständ-
Kritik, der richtende
h auch gegen diese
chtfertigung wenden
e, daß es immer und
pf gibt und geben
eses Kirchenkampfes
Barths Brief im We-

te auf östlicher Seite
s noch ein Zugang zu
ngsstellen offen war,
auf Bitte der übrigen
r Fürsprache für die
meinden in der DDR

Einstellung dem Osten gegenüber“ eingetreten sei, und wenn er Zaiber das bisherige tolerante Verhalten der DDR-Regierung gegenüber der Kirche vorhielt als ein Moment, das bisher im Westen für diese Regierung sprach. Wem es mit Barth um die bedrängten Menschen der DDR ging, für die schon eine Rückkehr der DDR-Regierung zu der Duldung, die sie bis zum Sommer 1952 der Kirche erwiesen und seither immer mehr aufgegeben hatte, eine wesentliche Lebens-erleichterung wäre, der mußte ungefähr genau so mit Zaiber sprechen, wie Barth es getan hat. Wem freilich an den Menschen nichts und an politischer Propaganda alles liegt, der kann einen Brief schreiben, wie ihn der Verfasser jenes Angriffs in der „NZZ“ offenbar gewünscht hätte: einen Brief, in dem Herr Zaiber vom bequemen Zürcher Schreibtisch aus die Maske heruntergerissen und ihm seine Verbrennen vorgehalten worden wären, einen Brief also, mit dem der Schreiber sein eigenes Renomme im Westen zwar beträchtlich vermehrt, den bedrängten Menschen im Osten aber mit nichts geholfen hätte. Zwar hat auch der Barthische Brief keinen sichtbaren Erfolg gehabt und eine Antwort weder in Worten noch in Taten erhalten; wohl aber konnte er, wenn er wenigstens eine Hoffnung auf Erfolg haben sollte, nur so und nicht nach den Wünschen des Zürcher Artikelschreibers abgefaßt werden. Hätte die „NZZ“ einen kleinen Raum der Seite, die sie der Polemik gegen Barth gewidmet hat, dafür verwendet, dem Leser durch den Abdruck des Barthischen Briefes ein eigenes Urteil zu ermöglichen, dann hätten die verständigen Leser wohl diese gleichen Erwägungen angestellt.

Wie aber steht es mit jenen Äußerungen Barths über den sowjetischen Kommunismus in der Zeit zwischen 1945 und 1949, die auch in jenem Zürcher Angriff wieder ausgegraben und breit besprochen werden — breit, aber ebenso isoliert wie auch sonst meistens, als habe Barth nie etwas anderes über den Kommunismus gesagt als diese paar inkriminierten Sätze, als habe er je einen Zweifel darüber gelassen, daß er den Kommunismus für einen verhängnisvollen und verderblichen Irrweg halte, demgegenüber den demokratischen Rechtsstaat zu wahren zu den Pflichten einer demokratischen Regierung gehöre? Ueber die bössartige Wirklichkeit des Sowjetregimes hat er sich nie den Illusionen hingegeben, die manche heutigen Antikommunisten lange gehegt haben. Was meinten dann aber jene Sätze, besonders in Barths Vortrag „Die Kirche zwischen Ost und West“ vom Jahre 1949? Da sie sofort mißverstanden wurden und seither bewußt oder unbewußt mißverstanden weitergegeben werden, soll eine kurze Klarstellung, die sich nur auf jene Sätze beschränkt, versucht werden. Wäre es Barth damals mehr um seinen guten Ruf in der westlichen Welt als um die Nachdrücklichkeit seiner Ermahnung gegangen, wäre er der Taktiker, als den ihn der Zürcher Angriff verdächtigt, dann hätte er in jener Atmosphäre von Aufgeregtheit, Bolschewistenangst und Mißtrauen leicht einige starke Sätze gegen die Sowjets eingeflochten. Er hätte damit sofort den Beifall erhalten, der ihm für seine entsprechenden Sätze gegen den Nationalsozialismus erst heute, nicht aber schon während des Krieges von seiten der „NZZ“ und mancher anderer Blätter der neutralen Staaten gespendet wird. Er hätte vielleicht auch unnötige Mißverständnisse vermieden, und insofern hätte ich mit manchem seiner Freunde eine solche ihm allzu selbstverständlich und darum unnötig erscheinende Sicherung wohl gewünscht. Allerdings hätte er damit vielleicht den Nachdruck seiner Ermahnung abgeschwächt — und dies wollte er unter allen Umständen vermeiden. Ich habe damals jenen Vortrag in einem tendenziös gekürzten Abdruck der SED-Zeitung „Neues Deutschland“ als Kriegesgenerale in einem Moskauer Lager gelesen; wir lasen ihn als Menschen, die durch eigene Erfahrung das sowjetische System wahrhaftig bis auf den Grund durchschaut hatten. Wir konnten, nach einem ersten Stutzen ihn genauer lesend, verstehen und gerade in unserer dortigen Umgebung ganz zustimmen — ein Zeichen, daß rechtes Verständnis auch für westliche Leser, wenn sie nicht nur flüchtig und voreingenommen lasen und wenn sie bereit waren, sich etwas sagen zu lassen, nicht unmöglich gewesen sein mußte.

Drei Momente führte Barth damals zum Beweis dafür an, daß bei aller gebotenen Abwehr eines ideologischen Regimes die rechte Einstellung zum Kommunismus heute nicht einfach in einer Wiederholung der gegenüber dem Nationalsozialismus gebotenen Haltung bestehen dürfe: erstens daß Josef Stalin ein Politiker anderen und größeren Formates sei als Hitler, zweitens daß der Kommunismus immerhin der Versuch einer „radikalen Lösung der sozialen Frage, die wir in Europa auf die lange Bank geschoben haben“, sei und drittens daß er sich im Unterschied zum Nationalsozialismus nie christlich getarnt habe. Der erste Punkt ist von den meisten Nachrufen zum Tode Stalins in der westlichen Presse bestätigt worden. Der dritte trifft für das unverändert antireligiöse Bekenntnis der Kommunistischen Partei zu, hätte höchstens in bezug auf die sich kirchenfreundlich oder zum mindesten religiös-tolerant tarnende kommunistische Praxis noch etwas gesichert werden müssen. Bei dem zweiten Punkt konnte das Wort „Lösung“ mißverstanden werden, da ja der sowjetische Sozialismus wahrhaftig keine Lösung der sozialen Frage darstellt. Es konnte aber dem verständigen Leser nicht entgehen, daß die sowjetische Gesellschaftsrevolution hier nicht als Vorbild gepriesen, sondern

diese Menschen gefolgt waren. Was dieser Tagung das besondere Gepräge gab, war die Anwesenheit von 20 000 Teilnehmern aus der Ostzone, die nicht nur gastlich einquartiert, sondern auch verpflegt werden mußten. Das verlangte besondere Helferdienste im Organisationsdienst, für den sich dreitausend Hamburger Jugendliche freiwillig zur Verfügung stellten. Der erfreuliche Zustrom der Jugend, die sich in den Aussprachen in den zahllosen Arbeitsgruppen mit sehr konkreten Fragestellungen bemerkbar machte, war ein weiteres Merkmal dieser fünften deutschen Kirchentagung, der auch die katholische Kirche ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit schenkte.

Bundeskanzler Adenauer war persönlich auf einige Stunden zur Eröffnung nach Hamburg gekommen, um der Kirchentagsleitung die Grüße der Bundesregierung zu überbringen, wobei er das viel beachtete Wort sprach, daß es heute nur noch eine Rivalität zwischen den beiden christlichen Konfessionen geben dürfe, nämlich die der Bruderverbrüderung. Für die Stadt Hamburg sprach ihr welt-offener Bürgermeister Brauer. Er umriß das Verhältnis von Kirche und Staat. „Die Lösung unserer Zeit“, sagte er, „beide Institutionen frei und unabhängig nebeneinander wirken zu lassen, ist nach meiner Überzeugung die glücklichste.“ Dann legte er ein Bekenntnis zur freien religiösen Entscheidung ab, wofür ihm auch die Kirchentagsleitung dankbar war. Denn diese Bewegung, was immer wieder betont sein will, ist durchaus Laienbewegung, obwohl auch Kirchenleiter wie die Bischöfe Dibelius und Lilje eine hervorragende Rolle darin spielen. So schreibt Lilje in seinem in ganz Deutschland weitverbreiteten „Sonntagsblatt“ über die durch die Kirchentagung eingeleitete „Offensive des Vertrauens“, mit der die breiten entkirchlichten Volksmassen wieder erfaßt werden sollen. Er selbst ging damit voran, indem er an der Kirchentagung eine Ansprache in einer großen Zigarettenfabrik hielt, während andere Redner sich ausgerechnet an der Reeperbahn im Bereich der Rummelbuden ihre Zuhörerschaft suchten.

Selbstverständlich fand auch Niemöller starken Zuspruch, der über das Thema „Unser Volk unter Völkern“ sprach, indem er sich um eine „Verständigung nach beiden Seiten“ bemühte. Die Diskussion, die diese Ansprache nachher in der damit betrauten Arbeitsgruppe hervorrief, gab vor allem erschütternde Einblicke in die Gewissenskämpfe der Besucher aus der Ostzone, die einerseits Christen sein wollen, andererseits aber eine „Ordnung“ über sich anerkennen sollen, die gerade das Christsein verneint. Daß diese Konflikte vor allem die Jugend bedrängen, die absolute Maßstäbe verlangt, liegt auf der Hand. Sie gab sich denn auch nicht mit Niemöllers vagen Ausführungen zufrieden, sondern hätte gerne konkretere Lösungen gesehen, obgleich diese heute niemand zu geben vermag. Die

als Frage vorgehalten wurde, und dieser Unterschied hätte nicht übersehen werden sollen. Denn eben hierin liegt ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Art, wie die Welt sich des Nationalsozialismus erwehren konnte, und der Art, in der sie allein sich des Kommunismus wird erfolgreich erwehren können: In ganz anderem Maße als beim Nationalsozialismus erfordert die Abwehr des Kommunismus die Ergänzung der negativen, also besonders der militärischen Maßnahmen durch positive, also durch ein Angreifen der sozialen und politischen Mißstände, das an Entschlußkraft, Phantasie und Opferbereitschaft sowie an Grundsatztreue dem Kommunismus nichts nachgeben dürfte, dazu der Ergänzung durch eine geistige Erneuerung, von der im Westen mehr zu spüren sein müßte und von der wir in Westdeutschland durch die unselige Idee eine verfrühten westdeutschen Wiederbewaffnung wieder erschreckend zurückgeworfen worden sind. Nicht in einer Vorbildlichkeit, wohl aber in dieser Notwendigkeit liegt — das wollte Barth sagen — die Frage, die uns der Kommunismus stellt, wenn er nicht eines Tages doch als die Quittung für unsere Versäumnisse über uns hereinbrechen soll. Es wäre gut, wenn man, statt Barth zu schmähen, im Lichte der heutigen Entwicklung seine damaligen Worte noch einmal aufmerksam durchläse.

Wer das Heranreifen der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland erlebt und nicht vergessen hat, den schrecken die Anzeichen einer terroristischen Polemik, die im Stile McCarthys überall Kryptokommunisten wittert. Sie sind in dem Angriff des heutigen Bundesrates Feldmann auf Barth vor zwei Jahren wie jetzt in den beiden Artikeln der „NZZ“ zu finden. Der Terror liegt in der (in den totalitären Systemen dann vervollkommenen) ultimativen Frage, die man einem Partner als Pistole auf die Brust setzt und die ihm nur die Wahl läßt, die gewünschte Antwort zu geben oder entlarvt der Reihe der Staatsfeinde zugesellt zu werden; die faktische Liquidierung als Staatsfeind ist dann nur noch eine äußere Folge.

Besonders erschreckend ist in dem Aufsatz vom 3. Mai die Verbindung von offensichtlicher Kenntnis des Barthischen Denkens mit einer kraß entstellenden Darstellung. Wie kann der Verfasser, dem

Talar, sondern die entscheidende Wirklichkeit unseres Daseins. Gottes Winde wehen wieder durch unsere Zeit!“

Gerade aus solchen Worten wird der Erlebnischarakter der Kirchentagsbewegung deutlich, die nicht in der Pastorenkirche alten Formats und auch nicht im Dogma verankert ist, sondern als die Frucht persönlicher neuer religiöser Erfahrungen von Menschen erscheint, denen das Evangelium in der Verzweiflung des Einzelnen begegnet. Am deutlichsten zeugt hiervon wohl Helmut Gollwitzer mit dem Bericht von seiner russischen Gefangenschaft „Und führen, wohin du nicht willst“. Auch er stand da, um an dieser Tagung ein schlichtes „Wort in die Welt“ mitzusprechen, und mit ihm Gelehrte und Künstler, Berufstätige, Arbeiter, Bauern, die sich spontan dieser Laienbewegung angeschlossen haben. „Wenn die Kirche ihre Stunde nicht wahrzunehmen vermag“, bekannte ein nordfriesischer Fischer, „so müssen wir sie wahrnehmen, denn die Kirche ist überall, wo man Gott hört, und nicht immer, wo man ihn predigt.“ Solche Geständnisse, die sich um Hunderte vermehren ließen, bewiesen aufs deutlichste, daß es sich auch bei dieser fünften Kirchentagung in Hamburg nicht um ein von oben befohlenes Massenaufgebot handelte, sondern daß sie einem Volksbedürfnis entsprang, das sich von Jahr zu Jahr immer mehr auch im praktischen Lebens auswirkt. Deutlich hatte man den Eindruck, daß auch die Laienbewegung von Caux, die ja vor allem auch auf praktische Betätigung drängt, bei vielen Teilnehmern eine Ausstrahlung fand.

„Nicht die Lehre, sondern das Leben“ darf man über diese Kirchentagung schreiben, auf der ein so universaler Geist wie Rudolf Alexander Schröder in einer Ansprache ein Bild von Mathias Claudius entwarf, in welchem er den schlichten Wandsbecker Boten als ein Vorbild für den Laienprediger hinstellte. Dieser Laienverkündigung diente auch die Kunst, vor allem der Bühne. „Der Tod Adams“ von Klopstock, ein Mysterienspiel Manfred Hausmanns „Dunkler Reigen“, ein norddeutsches derbes „Jedermannspiel“, die erschütternde „Sintflut“ von Barlach, Aufführungen, die alle von dem Willen zeugten, die Kunst nicht mehr nur der Kunst wegen gelten zu lassen, sondern sie in den Dienst der großen Grundfragen des Lebens zu stellen. Zum Schluß seien noch die musikalischen Veranstaltungen erwähnt, darunter als besondere Leistungen eine Aufführung des „Messias“ von Händel und der „Matthäuspassion“ von Bach, an denen jedoch nur einige tausend teilnehmen konnten. Denn der Kirchentag selbst war nicht in den Kirchen zu fassen. Wie weit diese jedoch von ihm selber erfaßt werden, bleibt eine Frage, die erst die nächste Zukunft entscheidet. Das Wort an die Kirche ist ergangen, die Laien in ihr sind erwacht. Das hat die mächtige Tagung in Hamburg deutlich gezeigt.

Arthur Meyer

doch die Dinge offenbar etwas bekannt sind, behaupten, durch Barths Einfluß habe die Bekennende Kirche in Deutschland so lange an der Fiktion einer möglichen Neutralität gegenüber dem nationalsozialistischen Staat festgehalten? Es muß ihm doch bekannt sein, daß in Wirklichkeit gerade Barth es war, der durch seine Mahnungen und seine theologische Arbeit die Kirche aus der bloßen Verteidigung ihrer Interessen und aus jener Fiktion herausdrängte. Und wie kann der Verfasser bei seiner Kenntnis der Quellen der Barthischen Theologie „prinzipielle Gleichgültigkeit“ gegenüber den „bloß menschlichen“ Werten der Menschenrechte, gegenüber den „entscheidenden Problemen der Freiheit und des rechten Staates“ vorwerfen? Er muß doch wissen, daß es Barth in seiner politischen Ethik gerade darum geht, der Kirche und den Christen ihre Verantwortung für diese allerdings „bloß menschlichen“ Werte einzuschärfen, und daß ihm deshalb von deutschen Kritikern der — unzutreffende — Vorwurf gemacht wurde, er sanktioniere viel zu direkt die demokratische Staatsform vom Evangelium her. Der Verfasser überrascht uns mit dem — merkwürdigerweise vorwurfsvoll gemeinten — Satz: „Der Kampf gegen Hitler wurde (bei Barth) letzten Endes nicht mit den im Begriff der abendländischen Kultur eingeschlossenen Werten, sondern mit der Auferstehung Christi begründet.“ Ausgezeichnet — wird man dazu nur sagen können! Genau darum geht es in einer christlichen Begründung. Wie kann jemand diesen Satz schreiben und dann nicht verstehen, daß daraus keine Gleichgültigkeit, sondern höchste Verantwortung erwächst, daß damit jene tatsächlich heute auf dem Spiele stehenden Werte nicht eine schwächere, sondern eine stärkere und die einem christlichen Denker allein letztlich mögliche Begründung erfahren? Wer diesen Satz nicht als eine Absurdität verwirft, sondern positiv so bedenkt, wie er bedacht zu werden verdient, wird dann vielleicht auch verstehen, daß Barths ihm zunächst befremdliche Auffassung vom rechten christlichen Verhalten damals gegenüber Hitler und heute im Ost-West-Konflikt nicht mit seiner Gleichgültigkeit, sondern gerade mit seiner verantwortlichen Sorge um die Gefährdung von Freiheit und Recht in den vergangenen und in den drohenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts zusammenhängt.

Helmut Gollwitzer